

Zeitschrift: Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins Schweizerdeutsch
Band: - (1990)
Heft: 3

Artikel: Wir wollen gute Mundart!
Autor: Bleiker, Jürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerdeutsch

Vierteljahrsdruck des Vereins Schweizerdeutsch (vormals Bund Schwyzertütsch) 1990/III

Wir wollen gute Mundart!

Ja, selbstverständlich. Welcher «Mundartfreund» wollte das nicht! Unser nun in «Verein Schweizerdeutsch» umbenannter ehemaliger Bund Schwyzertütsch hatte ja zum Untertitel «Verein zur Pflege der schweizerdeutschen Dialekte». Wirksame Pflege setzt aber voraus, dass man auch weiss, was gut tut. Das falsche Mittel kann schaden, dann «böset» es. Das Gegenteil von «gut» ist ja vielschichtig gefährlich: böse, schlecht, falsch... Davor möchten wir die Mundart doch behüten.

Werturteile...

Aber was ist nun «gute Mundart»? Die lüpfigen Arbeitsrichtlinien des neuen Vorstands (Schweizerdeutsch 89/IV) reden nur von der Mundart überhaupt; das Wörtchen «gut» oder ähnlich gehört also nicht ins Programm? Und die Erläuterungen des Präsidenten Stefan Fuchs sind hier auch etwas offen, wenn er sagt (Schweizerdeutsch 90/I): «Innerhalb der Gilde der eigentlichen Mundartfreunde müssen wir vielleicht versuchen, ein adäquates Mundartverständnis zu fördern, eines, das nicht nur die «gute alte» Ausdrucksweise..., sondern auch die lebendige Umgangssprache unserer Zeit... als akzeptierte Dialektform wahrnimmt.» – Wie er auch sei, der Dialekt, er ist gut? Es ist klar: die Frage nach der

Norm, der Gesetzmässigkeit, der moralischen Richtigkeit usw. ist heute weder überhaupt beliebt noch kann sie leichthin beantwortet werden. Für sprachliche Dinge, die doch simpler zu sein scheinen, gilt das auch. Ein ehemals normatives Wörterbuch wie der «Duden» – den man sich hielt, weil man wissen wollte, was Rechtens sei – liefert heute jedem Schüler die Munition gegen des Lehrers Rotstift, mit seinen «auch, früher, regional, gelegentlich, nicht selten» usw. Er registriert, was «man» eben so sagt und schreibt. Hat die Mehrheit gewonnen, ist die alte Regel abgeschafft. Demokratie in der Sprache? Dann ist der «Blick» die beste Schweizer Zeitung, weil er die grösste Auflage hat...

...sind gewünscht...

Als Sprachpraktiker kommen wir aber auch um «gut» (bzw. richtig/ falsch) nicht herum. Die Sprachstelle wird angefragt von Leuten, die eine verlässliche Antwort wollen. Die Lehrbücher müssen Verlässliches anbieten. Für manche Leute ist die Sache sehr schlicht geregelt. Was dem eigenen Sprachgebrauch zuwiderläuft, ist «falsch» – grundsätzlich. Statt «ich sage so» heisst es dann «man sagt (und sagte immer schon) so». Und – wem ist es nicht schon begegnet – bei Widerspruch ist Feuer im Dach, und zwar gründlich.

Um solche Fälle nicht in Streit oder Tröteln enden zu lassen, möchte ich vorschlagen, die Urteile jeweils zu begründen – und sich selber dann auch die Stichhaltigkeit der Begründung zu überlegen. So tritt die Frage der Verbindlichkeit auch an uns selber heran. Das Verfahren soll in aller Skizzenhaftigkeit an einigen bekannten Beispielen (alle aus dem Zürichdeutschen) erprobt werden:

...in derartigen Fällen

Das choscht zwäi Franke: schon ruft einer: falsch! *Zwee Franke!* – Der «Sprachatlas der deutschen Schweiz» (dieses grossartige und kaum bekannte Riesenswerk) stellt klar: im Kanton Zürich galt um die Jahrhundertwende *zwee* (Franke), *zwoo* (Fraue), *zwäi* (Chind). Es finden sich noch heute Leute, die ohne zu zögern die Geschlechter so verteilen. Schon vor tausend Jahren hiess es *zwêne/zwâ* oder *zwô/zwei*. Damit hat das Zürcherische eine ganz alte Form beibehalten können – und zwar im Gegensatz zur Innerschweiz, wo nur *zwee* (m. f.) und *zwei* (n.) vorkommen, oder gar zum sonst so altertümlichen Walliserdeutschen, das überhaupt nur *zwei* kennt. In Fremdsprachen (z. B. Lat., Russisch) achtet man peinlich auf den Geschlechtsunterschied. Andererseits: wichtig ist das zweifelsfreie Verständnis. (Ein allgemei-

nes «zwoo» wie im deutschen Telefonverkehr brauchen wir mit «zwäi/drüü» allerdings nicht.) Zwischen regionaler historischer Eigenheit oder funktioneller Vereinfachung ist zu wählen – und die Sprache tendiert heute auch im Zürichdeutschen zum zweiten.

Er suecht en Tschob: was soll der Anglizismus? Der Kerl soll gescheiter *uf em Trottoir go tschuute*. Aber: ist der französische Einfluss aus der Nachbarschaft «besser» als die neue Weltsprache, die mit ihrer Kürze, grammatischen Einfachheit, verbreitetem Wortschatz so bequem zu sein scheint? Und *tschuute* kommt auch aus dem Englischen: «to shoot»... Nur empfinden wir's nicht mehr. – Oder stört der Allerweltsbegriff «Job» statt dem differenzierenden «Pruef, Aarbet, Buez»?

Bisch i de Chuchi? – *Näi, i der Chuchi! de* oder *der?* Eindeutig: *der* ist die ältere Form. Ebenso eindeutig: die heute häufige Form *de* unterscheidet sich von der Schriftsprache! Da aber die Schriftsprache Quell allen Übels sein soll, wieso dann die Änderung?

Zouftwy uf dem Möischerplatz – und nach dem Sechseläuten sind die *Zümfter* und ihr Wein wieder vom *Münschterplatz* fort. Die sprachliche Veränderung (das Staubsche Gesetz) fasziniert jeden Sprachler. Aber wer eine Form wie ein Kostüm, leicht angemottenkugelt, nur an Feiertagen aus dem Schrank nimmt, macht doch auch bloss etwas vor? Soll man sich ärgern, dass in den Geschäften nur *Spinaat* zu haben ist, oder sich freuen, dass man im Militär hin und wieder «in *Binätsch* usetschumplet»?

Was ist zu halten von der begeisterten Aussage meines Sohnes (Mittelschüler) auf eine schnelle Parade eines Eishockeytorhüters: *Ou, putzgäil hät er de Pögg kchratzet!* Soll er sagen *choge*

gschickt? *Choge* ist auch nichts Schönes gewesen (eine Seuche), *gäil* bedeutete früher «von wilder Kraft, mutwillig, üppig, lustig, fröhlich» – und heute als Allerweltswort tritt es wieder in den Stand der Unschuld. Gut oder schlecht?

Hol die Mappene deet äne! Was ist denn das für eine Mehrzahlform? Nun: früher hatten solche Wörter in der Einzahl kein -e: *e Bluem, e Wulch*. Dazu lautete die Mehrzahl dann *Blueme, Wulche*. Jetzt ist das -e üblich auch in der Einzahl, und eine neue Mehrzahl ist nötig, und man borgt sie sich aus vom Typ *Chuchi-Chuchene*. Gfitzt oder blööd?

Hintergründiges

Zwei Punkte noch. Woher kommt die heftige Erregbarkeit in sprachlichen Diskussionen? «Unsere Sprache, das sind wir selber», schrieb Friedrich Staub, der Begründer des Schweizerdeutschen Wörterbuchs. Wer also meine Sprache kritisiert, nörgelt an mir herum, entsprechend sauer reagiere ich. Und Sprache ist vor allem ein Mittel zur Zusammengehörigkeit. Wer aber die Sprache anders braucht, schliesst mich aus und sich andern an. (Die Wichtigkeit der Fachsprachen und des Jargons machen das deutlich.) Wird die Sprache angezweifelt, ist die sichernde, beruhigende, glückliche Gemeinschaft in Gefahr. Das wiegt schwer.

Aber tröstlich: die meisten Menschen haben ja von den Gesetzen ihrer Muttersprache nicht die leiseste Ahnung. Trotzdem – oder deswegen? – funktionieren die Sprachen über Jahrtausende hinweg mit atemraubend spannenden Gesetzen. Ihre Lebenskraft ist ungeheuer, und sie braucht wohl für gewöhnlich keine beserwissenden Schulmeister.

Jürg Bleiker

Späte Reue – unwiederbringlich verloren?

Die schweizerische Depeschagentur vermittelte folgenden Artikel, den wir (in gekürzter Form) dem «Tagblatt der Stadt Zürich» entnehmen.

Die Westschweizer Patois erleben zurzeit in einzelnen Gebieten neuen Aufschwung. Auch Junge lernen die Sprache ihrer Vorfahren wieder. Ein Dutzend Vereine setzen sich für die längst totgesagte Mundart ein. Doch ohne besondere Anstrengungen wird sie das 21. Jahrhundert nicht erleben.

Die Patois der welschen Schweiz stammen vom Spätlatein ab und gehören zum grössten Teil zur frankoprovenzalischen Gruppe. Zu Beginn des letzten Jahrhunderts noch Muttersprache der Romands, beherrschen heute nur noch einige tausend Personen den Dialekt. Im Kanton Freiburg, so schätzt Francis Brodard, Grossrat und Präsident der Westschweizer Patois-Vereinigung, sprechen rund 20000 Personen Mundart, und viele davon mehr schlecht als recht. Möglich war ein solcher Niedergang nur mit massiver Unterdrückung. Im Jahre 1806 wurde das Patois in den Waadtländer Schulen verboten. Ein Jahr später galt das gleiche Verbot im Kanton Freiburg.

Die Behörden hätten damals geglaubt, die Mundart schade dem Französischstudium, erklärt Brodard. Der Dialekt wurde als rückständig und bäurisch abgetan.

Heute versuchen rund zwölf Vereine in der Romandie zu retten, was noch zu retten ist. Seit kurzem interessieren sich auch wieder Junge für ihre sprachliche Herkunft. Junge Romands lernen Patois und spielen Mundartstücke auf der Bühne. Mit erstaunlichem Erfolg: Es kamen bis zu 2500 Zuschauerinnen und Zuschauer.